

*Hans-Peter Müller*

## »Rasse« und »Nation« – Max Weber als politischer Denker

### 1. Einleitung

Max Weber war ein durch und durch politischer Mensch.<sup>1</sup> Seine nationalliberale Gesinnung wurde ihm schon durch das Elternhaus nahegelegt, denn sein Vater saß für diese Partei im Reichstag. Diese politische Formation genoss im Wilhelminischen Bürgertum großes Ansehen, hoffte man doch im Windschatten von Bismarck und der Einigung zum Deutschen Reich die Interessen und Ideen dieser Klasse am besten gegen die überlebte Vorherrschaft des preußischen Adels einerseits und gegen die Aspirationen der aufstrebenden Sozialdemokratie andererseits durchzusetzen. Nationale Größe und patriotische Gesinnung gehörten genauso zur Programmatik wie die moderne Entwicklung von Wissenschaft und Technik, der Ausbau der kapitalistischen Wirtschaft, die politische Emanzipation zu einer parlamentarischen Republik und die kulturelle Entfaltung des Individualismus auf der Basis von Freiheit und Individualität der Menschen, die ihnen eine selbstbestimmte Lebensführung ermöglichen sollten.

War Max Weber also ein »Rassist« und »Nationalist«? Von heutiger Warte aus gesehen wahrscheinlich schon, aber das dürfte nicht weiter überraschend sein, wird doch auch ein Kant bereits des Rassismus geziehen. Im gegenwärtigen politischen Diskurs über Antirassismus scheint es fast so, als dürfe schon jedes Bekenntnis zum eigenen Land, zur eigenen Kultur oder gar zu den westlichen Werten als latent nationalistisch und/oder rassistisch verstanden werden. Keine Frage: Der politische Kampf gegen Rassismus ist notwendig und wichtig. Aber gerade weil das so ist, gilt es, die Kategorien und Begriffe immer wieder zu schärfen, um nicht das Kind mit dem Bade auszuschütten.

Politische Botschaften müssen einfach, elementar und gut verständlich ausfallen, um zu zünden. Deshalb ist ja das »Links-Rechts-Schema« seit der Französischen Revolution so beliebt, um die politische Landschaft zu kartieren, auch wenn die Protagonisten des jeweiligen Rollenspiels heute ganz andere sind als im 18. Jahrhundert. Bereits zu Beginn eines Soziologiestudiums kann man indes lernen, dass die soziale Wirklichkeit etwas komplexer und komplizierter ausfällt, als der politische Messianismus von rechts und links es zu suggerieren versucht. Die gesellschaftliche Realität ist nicht schwarz oder weiß, sondern grau mit vielen Abstufungen. Deshalb lassen sich »gut« und »böse« nicht einfach so trennen, auch wenn die politischen Konnotationen heute – »links« ist »gut«, »rechts« ist »böse«

1 So der Tenor der einschlägigen Sekundärliteratur zu Webers politischer Soziologie. Siehe Anter, Breuer 2007; Beetham 1974; Breuer 1991; Breuer 1994; Breuer 2011; Fitzl 2004; Lichtblau 2020; Mommsen 1974; Mommsen 2004; Müller 2020 a; Müller 2020 b; Müller, Sigmund 2020; Palonen 1998; Sintomer 1999; Vincent 1998.

– eine solche Interpretation nahezulegen scheinen. Das lässt sich recht gut am »Fall Max Weber« demonstrieren.

Die These, die im Folgenden entwickelt werden soll, lautet wie folgt: Ohne genauere Kenntnis, also nur vom Hörensagen und nicht aufgrund eigener sorgfältiger Lektüre, wird man Weber ohne Weiteres als bürgerlich, nationalistisch und chauvinistisch ablehnen können. Wer für ein deutsches Bauerntum im Osten eintritt und gegen polnische Wanderarbeiter wettet, wer sich Deutschland als Machtstaat mit weltpolitischen Ambitionen zwischen anglo-amerikanischem Konventionalismus und russischer Despotie wünscht, wer gar für eine »plebiszitäre Führerdemokratie« zu Beginn der Weimarer Republik votiert, der hat doch dem »Führer« schon den Weg geebnet, oder nicht? Das ist die geistige Linie, die von Luther über Weber zu Hitler ein schicksalhaftes Verhängnis zeichnet, das zur »Zerstörung der Vernunft«<sup>2</sup> führen sollte.

Allein, so einfach ist auch die geistige Welt nicht beschaffen. Weber war ein glühender Patriot und in jungen Jahren auch Nationalist, der jedoch über seine analytische Beschäftigung mit den Begriffen »Rasse« und »Nation« vor diesen Kategorien und ihrem soziologischen Gebrauch regelrecht zu warnen lernt. Diese Paradoxie, ein Nationalist, der vor der Nation warnt, ein vermeintlicher »Rassist«, der den Begriff der »Rasse« dekonstruiert, wird in drei Schritten entfaltet. Zunächst wird Webers frühe politische Position geschildert, die in seiner berühmten wie berüchtigten Freiburger Antrittsvorlesung zum Ausdruck kommt. Sodann wird seine politische Soziologie von »Rasse« und »Nation« im Kontext seiner Herrschaftslehre entwickelt, aus der letztlich hervorgeht, warum Weber diese Kategorien als soziologisch unbrauchbar ablehnt. Im dritten Schritt wird Weber in seiner Zeit historisch kontextualisiert – mit dem überraschenden Ergebnis, dass er im rechten Kaiserreich als »links-liberal« und damit als »gefährlich« galt. Auch das »Links-Rechts-Schema« sollte also strikt relational im Sinne von Bourdieu gedacht werden: Was im Kaiserreich als »links« galt, kann heute durchaus als »rechts« angesehen werden. Aber was lehrt uns das – über uns und die Geschichte des politischen und soziologischen Denkens?

## 2. Strammer Antritt: »Der Nationalstaat und die Volkswirtschaftspolitik«

Als Max Weber im Jahre 1895 seine akademische Antrittsrede an der Universität Freiburg hält,<sup>3</sup> gilt er bereits als eine der größten wissenschaftlichen Nachwuchshoffnungen im Kaiserreich. In der Tat ist seine Karriere atemberaubend – mit gerade einmal 31 Jahren wird er Ordinarius für Nationalökonomie. Und er dreht mächtig auf, um das »Recht der Jugend, zu sich selbst und ihren Idealen zu stehen«,<sup>4</sup> lautstark zur Geltung zu bringen. Das nationalistische Renommiergehabe muss im beschaulichen und liberalen Baden auf ein erstauntes, ja erschrockenes

2 Lúkacs 1954.

3 Weber 1971 [1920], S. 1–25.

4 Ebd., S. 24.

Publikum gestoßen sein. Weber selbst schreibt an seinen Bruder Alfred: »Mit meiner Antrittsvorlesung hier habe ich übrigens Entsetzen über die Brutalität meiner Ansichten erregt«,<sup>5</sup> weshalb er in der gedruckten »Vorbemerkung« relativierend hinzufügt: »Eine Antrittsrede bietet eben die Gelegenheit zur offenen Darlegung und Rechtfertigung des persönlichen und insoweit ›subjektiven‹ Standpunktes bei der *Beurteilung* volkswirtschaftlicher Erscheinungen.«<sup>6</sup>

Worin besteht Webers Botschaft, die so viel Aufmerksamkeit erregt hat? Das ruppige und radikale Textkonvolut erteilt der akademischen Öffentlichkeit fünf Lektionen, in denen sich Webers weitere Beschäftigung in seinem Werk bereits ablesen lässt: die »Wertfrage« in der Makroökonomie, das Verhältnis von Wirtschaft und Kultur, der Einbruch des Kapitalismus in das Agrarwesen Ostdeutschlands, das Problem der politischen Führung, die politische Vision und Mission Deutschlands in der Welt. Das ist nicht nur ganz schön viel auf einmal, sondern lässt systematischen Zusammenhang wie innere Kohärenz der Argumentation schmerzlich vermissen. Es scheint fast so, als wollte Weber einfach mal all das sagen, was ihm zu Beginn seiner Karriere und als »Jünger der deutschen historischen Schule«<sup>7</sup> auf dem Herzen lag. Dieses frühe Dokument im Schaffen des jungen Titanen, als der er damals bereits wahrgenommen wurde, kontrastiert in bemerkenswerter Weise mit der Güte und Reife seiner späten Texte »Wissenschaft als Beruf«<sup>8</sup> und »Politik als Beruf«<sup>9</sup>. Dazu fehlt es ihm offenkundig noch an Soziologie, an *seiner* Soziologie. Der Einfachheit halber begnügen wir uns mit einer enumerativen Rekonstruktion, nehmen die letzten beiden Punkte zur politischen Führung und zur Mission Deutschlands nur im letzten Abschnitt nochmals auf.

Mit dem Aufstieg des Kapitalismus avanciert die Volkswirtschaftslehre zu einer Leitwissenschaft, deren Ergebnisse zu Rezepten in der erfolgreichen Konkurrenz der Nationalstaaten werden sollen. Schließlich setzt in der Zeit bis 1914 die erste Welle der Globalisierung ein und kreierte so etwas wie eine Weltwirtschaft. Weber vermisst indes eine ernsthafte Auseinandersetzung über den »Wertmaßstab« der eigenen Disziplin, denn »die Volkswirtschaftspolitik ist der vulgären Auffassung [nach] ein Sinnen über Rezepte für die Beglückung der Welt – die Besserung der ›Lustbilanz‹ des Menschendaseins ist für sie das einzig verständliche Ziel unserer Arbeit«.<sup>10</sup> Freilich: »Für den Traum von Frieden und Menschheitsglück steht über der Pforte der unbekannteren Zukunft der Menschengeschichte: *lasciate ogni speranza*.«<sup>11</sup> »Lasst alle Hoffnung fahren« – so lautet das Motto über dem Eingang zur Hölle in Dantes »Göttlicher Komödie«. In Webers agonalem Wirklichkeitsver-

5 Weber 2020, S. 168.

6 Weber 1971 [1920], S. 1.

7 Ebd., S. 16.

8 Weber 1973 [1922], S. 541–581.

9 Weber 1971 [1920], S. 493–548.

10 Ebd., S. 12.

11 Ebd.

ständnis heißt Leben vor allem Kampf, Konkurrenz und Konflikt – das gilt für das individuelle wie das soziale Leben. Man muss sich durchsetzen, das trifft für den Einzelnen wie für ganze Gesellschaften zu.

*De facto* thematisiert die Nationalökonomie abwechselnd »das technisch-ökonomische Problem der Gütererzeugung« oder »der Güterverteilung, der ›sozialen Gerechtigkeit‹, als Wertmaßstäbe«. <sup>12</sup> Aber weder effiziente Produktion noch soziale Gerechtigkeit spielen für Weber eine dominante Rolle, wenn es um den herrschenden Wertmaßstab in seiner Disziplin gehen soll. Seiner Auffassung nach ist auch die Nationalökonomie – und wir können hinzufügen: die Soziologie – eine »Wissenschaft vom Menschen«, und als solche geht es ihr in letzter Instanz stets auch um die »Ausprägung des Menschentums«.

»Nicht wie die Menschen der Zukunft sich *befinden*, sondern wie sie *sein* werden, ist die Frage, die uns beim Denken über das Grab der eigenen Generation hinaus bewegt [...]. Nicht das Wohlbefinden der Menschen, sondern diejenigen Eigenschaften möchten wir in ihnen emporzüchten, mit welchen wir die Empfindung verbinden, daß sie menschliche Größe und den Adel unserer Natur ausmachen.« <sup>13</sup>

Das ist für einen Nationalökonom eine zumindest ungewöhnliche Bestimmung des Wertprinzips der eigenen Disziplin. Schon hier macht sich Weber bewusst zum Außenseiter in seiner Wissenschaft, was ihn am Ende auf den Weg in die ungeliebte Soziologie treiben sollte. Und es nimmt seinen berühmten Kampf um die »Werturteilsfreiheit« schon vorweg, der sich an Eugen von Philippovichs Vortrag über »Die Produktivität der Volkswirtschaft« entzünden sollte. Wie selbstverständlich wird »Produktivität« zum obersten normativen Maßstab von Wirtschaft und Gesellschaft erhoben. Weber findet es unerträglich, »wenn Probleme von weltbewegender Bedeutung, von größter ideeller Tragweite, in gewissem Sinne höchste Probleme, die eine Menschenbrust bewegen können, hier in eine technisch-ökonomische ›Produktivitäts-Frage verwandelt und zu einem Gegenstand der Diskussion einer *Fach*disziplin, wie es die Nationalökonomie ist, gemacht werden«. <sup>14</sup> Wie kann es sein, »daß eine Wissenschaft, die sich mit dem Streben nach Geldverdienst als *causa movens* des sozialen Lebens zu befassen hat, *deshalb* auch jenes Streben als einzigen Maßstab der Bewertung von Menschen oder Dingen oder Vorgängen zu betrachten habe«? <sup>15</sup> Weber kämpft um »Werturteilsfreiheit« in der Wissenschaft *und* warnt vor der unsäglichen Präntention, dass eine profane Wissenschaft wie die Ökonomie ihre eigenen Standards zum obersten gesellschaftlichen Wert heraufgipfeln könnte. Weber wird so auch zum Vorkämpfer gegen die Ökonomisierung, die 100 Jahre später vom »Max Weber redivivus« Pierre Bourdieu <sup>16</sup> mit ganz ähnlicher Stoßrichtung wieder aufgenommen werden sollte.

<sup>12</sup> Ebd., S. 13.

<sup>13</sup> Ebd., S. 12 f.

<sup>14</sup> Weber 1924, S. 419.

<sup>15</sup> Ebd.

<sup>16</sup> Bourdieu 2000.

Nicht Produktivität, nicht Gerechtigkeit, sondern die Güte des Menschentums ist entscheidend, wenn es um Wirtschafts- und Sozialwissenschaften geht. Weber wird in der Folgezeit das Verhältnis von Wirtschaft und Kultur, Kapitalismus und Religion untersuchen, wie seine berühmte Protestantismusthese<sup>17</sup> zeigt. Die Puritaner wollten eine rein religiöse Lebensführung ermöglichen. Aber indem sie die Heilspämien auf Leistung und Erfolg im Beruf setzten, verhalfen sie der Arbeit nicht nur zu einer historisch bemerkenswerten Aufwertung,<sup>18</sup> sondern sie stellten mit ihrer Berufsethik auch dem Kapitalismus den passenden »Geist« zur Verfügung, indem sie leistungsorientierte Unternehmer und Arbeiter hervorbrachten.

Kapitalismus und Kultur stehen auch im Zentrum von Webers frühen Ländereigenen Studien.<sup>19</sup> Der Einbruch des Kapitalismus und die Entstehung des Weltmarktes setzen die feudalen Agrarverhältnisse der preußischen Junkerherrschaft im Osten Deutschlands heftig unter Druck. In ihrer Not greifen die Junker gern auf polnische Wanderarbeiter zurück, die sie nur saisonal, wenn auch ordentlich bezahlen müssen, während die deutschen halbhörigen Bauern ganzjährig mit ihren Familien zu ernähren sind. Aus dieser Bredouille wandern die deutschen Bauern ab nach Westen, was die Arbeitsmarktnotlage in den östlichen agrarischen Gebieten weiter verschärft. Rein ökonomisch gesehen und neudeutsch gewendet, ist das eine »Win-Win-Situation«. Die preußischen Junker erhalten kostengünstige Arbeitskräfte, die ihre traditionelle Vorherrschaft auf dem Land zementieren. Die polnischen Wanderarbeiter erzielen Löhne, die sie in ihrer Heimat niemals bekommen könnten. Die ostdeutschen Bauern müssen sich halt im Westen eine neue Aufgabe suchen. Wo ist also das Problem? Weber argumentiert nicht ökonomisch, sondern demografisch und kultursoziologisch. Es führe zu einer Umschichtung im Osten – die Deutschen wandern ab, die Polen wandern ein –, und das Kultur- und Entwicklungsniveau sinke in der Folge durch die Abwanderung des deutschen Bauernstandes. Wie lautet Webers Erklärung für diesen Prozess?<sup>20</sup>

»Man ist alsbald versucht, an eine auf physischen und psychischen Rassenqualitäten beruhende Verschiedenheit der *Anpassungsfähigkeit* der beiden Nationalitäten an die verschiedenen ökonomischen und sozialen Existenzbedingungen zu glauben. Und in der Tat ist dies der Grund, – der Beweis dafür liegt in der Tendenz, welche in der *Verschiebung* der Bevölkerung und der Nationalitäten zutage tritt und welche zugleich das Verhängnisvolle jener verschiedenen Anpassungsfähigkeit für das Deutschtum des Ostens erkennen läßt.«<sup>21</sup>

Die Eigenschaften der Rasse begründen eine unterschiedliche Anpassungsfähigkeit an die gesellschaftliche Lebensweise, und deshalb sollen die Polen die Deutschen in Westpreußen aus dem Feld schlagen können. So lautet Webers erster Erklärung

17 Weber 1972 b [1920].

18 Mercure, Spurk 2004.

19 Weber 1984 [1892].

20 Siehe hierzu ausführlich Müller 2020 a, S. 264–273.

21 Weber 1971 [1920], S. 4.

rungsversuch. Freilich legt er gleich noch nach, um vollends aufzudecken, woher wiederum die unterschiedlichen Eigenschaften kommen sollen.

»Beide Vorgänge aber – der Abzug [der Deutschen; H.-P.M.] hier, die Vermehrung [der Polen; H.-P.M.] dort – führen in letzter Linie auf einen und denselben Grund zurück: die *niedrigeren Ansprüche an die Lebenshaltung* – in materieller teils, teils in ideeller Beziehung –, welche der slawischen Rasse von der Natur auf den Weg gegeben oder im Verlaufe ihrer Vergangenheit angezchtet sind, verhalten ihr zum Siege.«<sup>22</sup>

Aus heutiger Sicht wird man diesen Erklärungsversuch als eine rassistisch angelegte Argumentation bewerten. Aber man vertue sich nicht und lese genau. Dann fällt die Doppelbödigkeit der Argumentation ins Auge, und das, was als »Rasse« etikettiert wird, ist entweder von »Natur« aus so oder ein Produkt der Sozialisation, die hier als »Züchtung« adressiert wird. Tatsächlich wird der unterschiedliche Charakter der Nationalitäten ja auf zwei Faktoren zurückgeführt, die dem nationalistischen Stürmer und Dränger Max Weber gar nicht weiter aufgefallen zu sein scheinen. Zum einen, wie die Zitate zeigen, auf die *Rasse*; zum anderen auf die unterschiedliche *Kultur*. Wenn man davon ausgeht, dass das Kulturniveau stets auch von einem entsprechenden Wohlstand abhängt, der dann wiederum mehr Kulturschaffende in Lohn und Brot bringt, was wiederum die Kulturproduktion und damit auch das Kulturniveau in der Folge erhöht, wäre der letztinstanzliche Rückgriff auf »Rasse« in der Erklärungslogik eigentlich überflüssig. Die Menschen im deutschen Kaiserreich waren ungleich reicher in materieller und kultureller Hinsicht als die polnischen Minderheiten. Wäre es umgekehrt gewesen, hätten sich vielleicht deutsche Tagelöhner über die Lebenschance gefreut, bei polnischen Arbeitgebern eine Anstellung zu finden.

Kurz gesagt ließe sich die Erklärung für die Anpassungsfähigkeit auch auf Unterschiede im Wirtschafts- und Kulturniveau zurückführen, ohne dass man dafür auf das biologische Konzept der »Rasse« zurückgreifen müsste. Bis zum heutigen Tage besteht dieses West-Ost-Gefälle fort: Viele Menschen aus Polen arbeiten wieder in Deutschland – die Männer als gefragte Handwerker, die Frauen als gesuchte Putz- und Pflegekräfte. Nach Osten versetzt in Polen sind es Ukrainer und Ukrainerinnen, die die fehlenden Arbeitskräfte in diesen Bereichen auf dem polnischen Arbeitsmarkt ersetzen. So sorgt das Wirtschafts- und Lohngefälle für diesen Typus von Arbeitsmigration. Von »Rasse« muss man also gar nicht anfangen – es genügt der Hinweis auf die differentiellen sozialstrukturellen Entwicklungsniveaus, um die Migrationsdynamik zu erklären.

### 3. Die Kontroversen um das Konzept der »Rasse«

Diese Explikation seines Erklärungsversuchs soll keine Ehrenrettung Webers vor dem Vorwurf des Rassismus aus heutiger Sicht darstellen. Vielmehr soll seine Behandlung der Frage und des Konzepts der »Rasse« in seinem Werk deutlich werden. Immer wieder nimmt er das Konzept als mögliches Klassifikationskriterium auf wie auch Klasse und Stand, um dessen Erklärungswert für die Soziologie

22 Ebd., S. 6.

zu prüfen. Noch am Ende seines Lebens, in der berühmten »Vorbemerkung«<sup>23</sup> zum ersten Band der *Gesammelten Aufsätze zur Religionssoziologie*, die sein Forschungsprogramm zum Rationalismus der okzidentalen Moderne enthält, kommt er im gern überlesenen letzten Absatz auf die Frage der »Erbqualitäten« für die Lebensführung zurück.

»Der Verfasser bekennt: daß er persönlich und subjektiv die Bedeutung des biologischen Erbgutes hoch einzuschätzen geneigt ist. Nur sehe ich, trotz der bedeutenden Leistungen der anthropologischen Arbeit, z.Z. noch keinerlei Weg, seinen Anteil an der hier untersuchten Entwicklung nach Maß und – vor allem – nach Art und Einsatzpunkten irgendwie exakt zu erfassen oder auch nur vermutungsweise anzudeuten. Es wird gerade eine der Aufgaben soziologischer und historischer Arbeit sein müssen, zunächst möglichst alle jene Einflüsse und Kausalketten aufzudecken, welche durch Reaktionen auf Schicksale und Umwelt befriedigend erklärbar sind. Dann erst, und wenn außerdem die vergleichende Rassen-Neurologie und -Psychologie über ihre heute vorliegenden, im einzelnen vielversprechenden, Anfänge weiter hinausgekommen sind, wird man *vielleicht* befriedigende Resultate auch für jenes Problem erhoffen dürfen. Vorerst scheint mir jene Voraussetzung zu fehlen und wäre die Verweisung auf »Erbgut« ein voreiliger Verzicht auf das *heute* vielleicht mögliche Maß der Erkenntnis und eine Verschiebung des Problems auf (derzeit noch) unbekannte Faktoren.«<sup>24</sup>

Das ist Webers *ceterum censeo* in der Rassenfrage. Vielleicht, ja vielleicht, aber gegenwärtig eher nicht – »further research is needed«.

In der Folge wird denn auch vollends deutlich werden, dass und warum Weber *kein* »Rassist« war. Im Gegenteil: Er lehnt jegliche Form von Rassismus entschieden ab. Sein vehementes Eintreten für die Werturteilsfreiheit erfolgt auch deshalb, weil er als Philosemit den antisemitischen Ausfällen auf dem Katheder des großen Historikers Heinrich von Treitschke<sup>25</sup> ausgeliefert war. Genau deshalb sollten jeder Wissenschaftler und jede Wissenschaftlerin ihre politischen Vorurteile und moralischen Idiosynkrasien gefälligst für sich behalten, um die Studentenschaft nicht zu manipulieren oder in ihren Gefühlen zu verletzen. Sicherlich saßen auch zahlreiche jüdische Studenten in Treitschkes Vorlesung, die bestimmt nicht begeistert waren, frenetisch mitzujohlen, wenn ihre Religionsgemeinschaft als minderwertige »Rasse« verunglimpft wurde. Weber versucht vergeblich, die Berufung von Georg Simmel nach Heidelberg voranzutreiben, die durch ein externes Gutachten des Berliner Historikers, Antisemiten und späteren Nationalsozialisten Dietrich Schäfer zunichte gemacht wird.

Andererseits ist auch Weber ein Kind seiner Zeit, werden doch im Gefolge von Darwin, Nietzsche, Häckel und Ploetz sozialdarwinistische und rassistische Argumentationsmuster im Pseudogewand der Naturwissenschaften im gesellschaftlichen Diskurs *en vogue*. Auslese, Anpassung, Züchtung, Kampf ums Dasein – das sind allesamt Begriffe aus dem Arsenal des Sozialdarwinismus, die auch Weber, dem Zeitgeist folgend, ohne viel Nachdenken übernimmt. Schiebt man den Mode-Anteil aus dem darwinistischen Begriffsgetümmel weg, bleibt am Ende des Tages gleichwohl *eine*, wenn nicht *die* Grundfrage *seiner* Soziologie übrig: »Nur eines

23 Weber 1972 b [1920], S. 1–16.

24 Ebd., S. 15 f.

25 Zur Rolle des Antisemitismus siehe jetzt Hübinger 2019, S. 143–157.

ergibt sich zweifellos: Ausnahmslos jede, wie immer geartete Ordnung der gesellschaftlichen Beziehungen ist, wenn man sie *bewerten* will, letztlich auch daraufhin zu prüfen, *welchem menschlichen Typus* sie, im Wege äußerer oder innerer (Motiv-)Auslese, die optimalen Chancen gibt, zum herrschenden zu werden.<sup>26</sup>

Es ist also die eminente Aufgabe der Soziologie als »Menschenwissenschaft«, wie Norbert Elias<sup>27</sup> das nennen sollte, die gesellschaftlichen Verhältnisse nicht nur zu beschreiben und zu erklären, sondern auch zu fragen, welchem Typus von Mensch sie die Chance gibt, sich zu entfalten. Das ist auch der tiefere Grund, warum »Lebensführung« das Alpha und Omega einer Weberianischen Soziologie<sup>28</sup> ausmacht. Analytisch geht es um die Untersuchung der vorherrschenden Muster, normativ dreht sich alles um die Frage, ob die moderne kapitalistische Gesellschaft Freiheit und Individualität möglich macht oder nicht. Seine werturteilsbehaftete Zeitdiagnose am Ende seiner »Protestantischen Ethik« fällt mit Blick auf den modernen Menschentypus dabei denkbar pessimistisch aus: »Fachmenschen ohne Geist, Genußmenschen ohne Herz – dies Nichts bildet sich ein, eine nie vorher erreichte Stufe des Menschentums erstiegen zu haben.«<sup>29</sup> Die Frage der Zugehörigkeit zu »Nation« und »Rasse« ist denn auch nur dann wichtig, wenn sie zur Beantwortung der Frage beiträgt, welcher Typus von Mensch sich mit welcher Art von Lebensführung herausbildet.

Gerade weil Weber es stets genau wissen wollte und an einer Soziologie verstehenden Erklärens durch kausale Zurechnung arbeitete, wurde ihm in seiner Auseinandersetzung mit diesem Fragekomplex klar, dass »Rasse« als *passer-partout*-Erklärungsfaktor und als letztinstanzliche Stoppregel für weitere Explikationsversuche letztlich komplett untauglich war. »Rasse« ist ein »Kompaktbegriff« (Niklas Luhmann), der mehr verdeckt als erhellt, weil er eine Erklärungssuggestion und vermeintliches Wissen insinuiert, ja, ein generelles Kopfnicken und frenetische Zustimmung, wo doch nur ein unhinterfragtes Vorurteil das Zepher führt.

Das lässt sich exemplarisch an zwei Diskussionen zeigen: seiner Auseinandersetzung mit dem Rassetheoretiker Alfred Ploetz und mit dem Soziologen Robert Michels, der für den Eintrag »Wirtschaft und Rasse« im »Grundriß der Sozialökonomik«, den Weber herausgab, verantwortlich zeichnete.

Auf dem ersten Deutschen Soziologentag 1910 in Frankfurt a. M.<sup>30</sup> wird dem Rassenbiologen Alfred Ploetz der rote Teppich ausgerollt. Unter anderem auch auf Anregung von Max Weber darf er einen Vortrag zum Thema »Die Begriffe Rasse und Gesellschaft und einige damit zusammenhängende Probleme« halten. Weber erhoffte sich wohl Aufklärung über das Verhältnis von »Natur und Gesell-

26 Weber 1973 [1922], S. 517.

27 Rehberg 1996.

28 So auch Albert et al. 2003; Alleweldt et al. 2016; Hennis 1987; Hennis 1996; Marty 2020; Müller 2016; Röcke et al. 2019; Schluchter 1988.

29 Weber 1972 b [1920], S. 204.

30 Vgl. zum Folgenden Weber 1924, S. 456–462; ferner Kaube 2014, S. 210–224; Peukert 1989, S. 92–101.

schaft«, Natur- und Sozialwissenschaften, aber auch darüber, inwiefern sich aus dem Darwinismus etwas für die Soziologie lernen ließe. Mit Ploetz als Redner hatte Weber einen der anerkanntesten Rassetheoretiker seiner Zeit gewinnen können, der sogar eigens in den Vorstand der »Deutschen Gesellschaft für Soziologie« kooptiert wurde. Insofern gewann Ploetz die Anerkennung einer herausgehobenen Position im neuen Verband, noch bevor die versammelten Soziologen überhaupt die Positionierung des Vertreters der »Rassenhygiene« kennengelernt hatten. In seinem Vortrag fuhr Ploetz denn auch die seinerzeit üblichen Thesen auf. Er sprach allgemein von der »Rasse« als biologischem Substrat der Gesellschaft, vom Lebensprozess der »Rasse« als Basis aller sozialen wie kulturellen Leistungen und schließlich über die hohe Bedeutung von sozialen Instinkten und Intelligenz sowie der im Großhirn des Menschen ansässigen Fähigkeiten für gesellschaftliche Bildungen insgesamt.

Man kann das Ausmaß der Enttäuschung Webers – in einem Brief an Franz Eulenburg kurze Zeit später bezeichnete er Ploetz' Auslassungen als »das übliche ungeklärte Pan-Biologentum«<sup>31</sup> – an der Härte seiner Kritik ablesen, die historisch, methodisch und sachlich erfolgt. Zunächst geht er auf den seinerzeit beliebten Vorwurf ein, das Christentum als Religion der Nächstenliebe habe jahrhundertlang die Selektion der »Schwachen« gegenüber den »Starken« gefördert, was eben durch eine konsequente »rassenhygienische Wende« dringend korrigiert werden müsste. Weber weist darauf hin, dass man moralische Katechismen, in denen viel Gutes stünde, besser nicht mit der sozialen Praxis verwechseln sollte. Aber selbst wenn man die Selektionshypothese als Gedankenexperiment ernstnehmen würde, hätte es historisch keineswegs an kontraselektorisches Einrichtungen gemangelt. Das Mittelalter unterwarf seine Bevölkerung einer harten Auslese und hielt die Chancen für Fortpflanzung knapp. Die Priesterschaft und die Ritterorden für überflüssige Adelige wurden von der biologischen Reproduktion ebenso ausgeschlossen wie die »Armen«. In Webers Augen litt das Mittelalter nicht gerade an einem Überfluss von Nächstenliebe. Auch in der Neuzeit war es gerade der Puritanismus, der Armut perhorreszierte und die ersten Arbeitshäuser für Arme errichtete, um sie auf den Weg zu Gott zurückzuführen – natürlich ohne Fortpflanzungschancen. Und heute sorgt die Sozialpolitik dafür, »den physisch und geistig Starken, aber in bezug auf das *Portemonnaie* Schwachen: – den, rassehygienisch gewertet, Starken also, die sozial unten sind, die Möglichkeit des Heraufsteigens, die Möglichkeit der gesunden Fortpflanzung zu geben, auch das ist keineswegs notwendig ein Kind einer wahllosen Nächstenliebe.«<sup>32</sup>

Gibt sich seine historische Kritik noch im Ton feiner Ironie, wird die methodische Kritik schneidend. Das »In-Blüte-Stehen« von »Rasse« und Gesellschaft, gleich zwei Kollektivbegriffe in unklarer Wechselwirkung, erscheint ihm als blühender Unsinn. Was das Blühen der »Rasse« heißen soll, ob »Rasse« überhaupt eine Einheit darstellt, wie man sich genau den Zusammenhang von »Rasse« und Gesellschaft vorzustellen hat – Existenzaussagen diesen Typs nehmen »einen

31 Siehe Weber 2018, S. 241.

32 Weber 1924, S. 457.

direkt mystischen Charakter« an, und der »Begriff der ›Vitalrasse« [führt] in das uferlose Gebiet der subjektiven Wertungen«. <sup>33</sup>

Schließlich folgt das Urteil – Webers *ceterum censeo* – über die Güte der Rassen-theorien seiner Zeit:

»Aber daß es heutzutage auch nur eine exakte konkrete Tatsache gibt, die eine bestimmte Gattung von soziologischen Vorgängen wirklich einleuchtend und endgültig, exakt und einwandfrei zurückführte auf angeborene und vererbliche Qualitäten, welche eine Rasse besitzt und eine andere definitiv – wohlgemerkt: definitiv! – nicht, das bestreite ich mit aller Bestimmtheit und werde ich so lange bestreiten, bis mir diese Tatsache genau bezeichnet ist.« <sup>34</sup>

Weber weist also »den Hegemonialanspruch des neuen rassebiologischen Paradigmas« <sup>35</sup> brüsk zurück, fordert eine Haltung der Bescheidenheit und in sachlicher Hinsicht empirische Einzelforschung. Nur sorgfältige Empirie »dient vielleicht dazu, die utopistische Begeisterung, mit der ein solch neues Gebiet in Angriff genommen wird, nicht dahingehend ausarten zu lassen, daß dieses neue Gebiet die sachlichen Grenzen der eigenen Fragestellungen verkennt«. <sup>36</sup>

Wie sehr indes das Thema – aller wissenschaftlich zur Schau getragenen, überlegenen »Szientifizität« zum Trotz – politisch vermint ist, zeigt der Fortgang des Streits zwischen Ploetz und Weber in der Frage von Schwarzen und Weißen in den Vereinigten Staaten. Weber lehnt die Vorstellung kategorisch ab, dass der Gegensatz auf »Rasseinstinkten« beruhe und in letzter Instanz auf der intellektuellen und moralischen Minderwertigkeit der Schwarzen, wie Ploetz insinuiert.

»Nichts dergleichen ist erwiesen. Ich möchte konstatieren, daß der bedeutendste soziologische Gelehrte, der in den amerikanischen Südstaaten überhaupt existiert, mit dem sich kein Weißer messen kann, ein Neger ist, – Burghardt Du Bois. In St. Louis auf dem Gelehrtenkongreß durften wir mit ihm frühstücken. Wenn aber ein Herr aus den Südstaaten dabei gewesen wäre, so wäre es ein Skandal geworden. Der hätte ihn natürlich intellektuell und moralisch minderwertig gefunden: wir fanden, daß er sich betrug, wie irgend ein Gentleman.« <sup>37</sup>

Aus heutiger Sicht ist es schon bemerkenswert, dass der Protagonist der »Rassenhygiene« ausgerechnet auf dem ersten Soziologentag ein solch prominentes Podium bekommen sollte. In unserer Gegenwart wäre das vermutlich undenkbar, weil der links-liberale Konsens rechten Rassisten kein solch öffentliches Podium bieten würde. Von Webers Seite war es kein stilles Einverständnis (»Rassisten unter sich!«), wie es heute eine radikal rassismussensible Öffentlichkeit vielleicht in der für sie typischen »Hermeneutik des Verdachts« <sup>38</sup> vermuten würde. Sondern es war der Versuch, Biologie und Soziologie miteinander ins Gespräch zu bringen,

33 Ebd., S. 458.

34 Ebd., S. 459.

35 Peukert 1989, S. 98.

36 Weber 1924, S. 462.

37 Weber 2018, S. 257. Weber schätzte W.E.B Du Bois sehr, suchte seine Werke ins Deutsche übersetzen zu lassen, was ihm jedoch nicht gelang. Siehe dazu Müller 2004, S. 344–348.

38 Ricoeur 1974.

und gerade Weber, der in seiner Anfangszeit mit dem »Rasse«-Begriff selbst herumlaboriert hatte, hoffte für sich eine endgültige Aufklärung zu erfahren. Allein, der Versuch blieb ein einziges Desaster. Weber hat Ploetz, den er doch selbst zur Einladung vorgeschlagen hatte, in der Diskussion als größenwahnsinnigen Dilettanten entlarvt, der offenkundig selbst nicht so genau wusste, worüber er sprach, und seine eigene Begrifflichkeit der »Rasse«-Romantik mit Aplomb präsentierte. In der Sache indes war nichts gewonnen.

Einen zweiten Anlauf sollte Robert Michels wagen, den Weber mit dem Eintrag »Wirtschaft und Rasse« für den »Grundriss der Sozialökonomik« gewonnen hatte. Michels bemühte sich redlich, aber Weber war mit dessen Disposition alles andere als zufrieden, wie ihr Briefwechsel in der Sache zeigt.

»Es müßten eben doch ganz *generell* erörtert werden: inwieweit 1) nach *heutigem* Stand der Kenntnisse *angeborene Rassenqualitäten* als letztes causales Element *ökonomischer* Qualifikationen schon nachweisbar sind (*schwerlich* der Fall!) – 2) welche *Fragen* überhaupt zu stellen *möglich* ist (dies die *Hauptsache*). Also: Qualifikation zu *Handel*, *Geschmacksindustrie*, *Vergeistigung* der Arbeit u. Ertragen ihrer *Monotonie*, *Arbeits-Intensität*, *-Ausdauer*, *Degeneration* durch Arbeit bei einzelnen Volksteilen, *Auslese* von Unternehmen, Arbeitern pp., der sonstigen Klassen nach *Rassen-Qualitäten* u. dgl. Es müßte eben wohl von der Frage ausgegangen werden, *auf welchen Gebieten* angeborene Differenzen der Anlagen wirtschaftliche Folgen haben können resp. im wirtschaftlichen *Concurrenzkampf* entscheidende Vorteile bedeuten können. – Ich frage mich: ob Sie das wohl *auch* so zu machen gedächten und die Zeit hätten? Denn Das, was Sie machen zu wollen andeuten, ist wichtig, aber nicht erschöpfend.«

Webers Urteil fiel hart, aber unfair aus. Denn im gleichen Schreiben stellte er die Gretchenfrage und beantwortete sie auch gleich selbst noch negativ: »*was weiß* man heut über wirklich *erbliche* Qualitäten und Unterschiede von Menschen in ihrer Bedeutung für die Wirtschaft (*m.E.: 0,00*).«<sup>39</sup> Wenn man aber nichts positiv weiß, was und vor allem wie hätte dann Robert Michels seinen Eintrag »Wirtschaft und Rasse« schreiben sollen und vor allem können? Das Ergebnis bestätigte denn auch Webers schlimmste Befürchtungen, denn Michels<sup>40</sup> wartete mit den gesammelten (Vor-)Urteilen über Völker und »Rassen« auf, wie unter anderem der geringen ökonomischen Qualifikation von »Negern« und »Indianern«. Wo es an gesichertem Wissen fehlt, da sprießen eben Mutmaßungen umso leichter ins Kraut.

Angesichts dieser misslichen Lage – Webers Neugier und Interesse für Bedeutung, Rolle und Funktionen von »Rasse« einerseits, der Unseriosität der modischen Rassetheorie der Biologie andererseits – ringt sich Weber zu einer denkbar vorsichtigen und zurückhaltenden Begriffsbildung durch. Es ist daher wenig überraschend, dass Webers analytische Ausführungen über »Rasse« und Ethnizität ähnlich schmallippig und formal ausfallen sollten wie die über Nation und Nationalität. Weber definiert:

»Wir wollen solche Menschengruppen, welche auf Grund von Ähnlichkeiten des äußeren Habitus oder der Sitten oder beider oder von Erinnerungen an Kolonisation und Wanderung einen subjektiven Glauben an eine Abstammungsgemeinsamkeit hegen, derart, daß dieser für die Propagierung von Vergemeinschaftungen wichtig wird, dann, wenn sie nicht

39 Weber 2020, S. 210 f.

40 Michels 1914, S. 99.

›Sippen‹ darstellen, ›ethnische‹ Gruppen nennen, ganz einerlei, ob eine Bluts-gemeinsamkeit objektiv vorliegt oder nicht.«<sup>41</sup>

Weber setzt Sippe und Sitte als Gemeinschaft gegen »Rasse« und Ethnizität als Gemeinsamkeit. Denn Sippen sind echte *Gemeinschaften*, die über ihr Sittengesetz zusammengehalten werden. »Rasse« und Ethnizität dagegen ergeben bestenfalls einen *Gemeinsamkeitsglauben*. Dieser kann, muss aber nicht zur Vergemeinschaftung führen. Am ehesten lässt sich so etwas »künstlich« herstellen in Verbindung mit politischer Vergemeinschaftung. Wenn eine »ethnische Gruppierung« sich etabliert, wird sie wie ein Stand zusehen, so etwas wie eine »ethnische Ehre« zu entwickeln, die es dann kampf- und krampfhaft zu verteidigen gilt.

»›Ethnische Ehre‹ ist die spezifische Massenehre, weil sie jedem, der der subjektiv geglaubten Abstammungsgemeinschaft angehört, zugänglich ist. Der ›poor white trash‹, die Besitzlosen und, bei dem Mangel an Arbeitsgelegenheit für freie Arbeit, sehr oft ein elendes Dasein fristenden, Weißen der amerikanischen Südstaaten waren in der Sklavereiepoche die eigentlichen Träger der den Pflanzern selbst ganz fremden Rassenantipathie, weil gerade ihre ›soziale Ehre‹ schlechthin an der sozialen Deklassierung der Schwarzen hing.«<sup>42</sup>

An dieser Stelle berührt Weber das Problem der sozialen Ungleichheit. Denn wer in der Sozial- und Klassenstruktur »ganz unten« steht, vermag sich wenigstens einen Rest von »Ehre« und Würdegefühl zu bewahren, wenn es noch jemanden gibt, auf den sich herabschauen lässt. Auch wenn also »der Inhalt des auf ›ethnische‹ Basis möglichen Gemeinschaftshandelns«<sup>43</sup> letztlich vage und unbestimmt bleibt, kann er in Verbindung mit anderen klassifizierenden Merkmalen mit emotionalem Ressentiment aufgeladen werden. Im Falle der weißen Unterschicht (›poor white trash‹) in den Vereinigten Staaten, die Weber auf seiner Amerika-reise im Süden beobachten kann, vermählt sich die inferiore soziale Stellung durch Arbeitslosigkeit mit dem »rassi(sti)schen« Merkmal, immerhin zu den Weißen als der etablierten »Herrenschaft« zu gehören, auch wenn man ansonsten auf der sozialen Stufenleiter ganz unten stehen mag. Das »soziale Nichts« behält wenigstens ein Stück »ethnische Ehre« und kann sich einbilden, »wer zu sein«.

Dennoch hadert Weber mit der mangelnden Exaktheit von Ethnizität und lehnt die Kategorie am Ende soziologisch ab. Denn eine genaue Betrachtung zu Analysezwecken hätte sorgsam voneinander zu scheiden:

»Die faktische subjektive Wirkung der durch Anlage einerseits, durch Tradition andererseits bedingten ›Sitten‹, die Tragweite aller einzelnen verschiedenen Inhalte von ›Sitte‹, die Rückwirkung sprachlicher, religiöser, politischer Gemeinschaft, früherer und jetziger, auf die Bildung von Sitten, das Maß, in welchem solche einzelnen Komponenten Anziehungen und Abstoßungen und insbesondere Bluts-gemeinschafts- oder Blutsfremdheitsglauben wecken, dessen verschiedene Konsequenzen für das Handeln, für den Sexualverkehr der verschiedenen Art, für die Chancen der verschiedenen Arten von Gemeinschaftshandeln, sich auf dem Boden der Sittengemeinschaft oder Blutsverwandtschaftsglauben zu entwickeln, – dies alles wäre einzeln und gesondert zu untersuchen. Dabei würde der Sammel-

41 Weber 1972 a [1920], S. 237.

42 Ebd., S. 239.

43 Ebd., S. 240.

begriff ›ethnisch‹ sicherlich ganz über Bord geworfen werden. Denn er ist ein für jede wirklich exakte Untersuchung ganz unbrauchbarer Sammelname.«<sup>44</sup>

Die Auflistung von Aufgaben, was zu tun wäre, wenn man Ethnizität wirklich ernsthaft soziologisch untersuchen wollte, liest sich wie ein Forschungsprogramm für »Ethnic Studies«. Sie zeigt aber auch, wie komplex und kompliziert ein solcher Typ von Studien wäre, weshalb Weber dazu neigt, es lieber ganz sein zu lassen. Tatsächlich formuliert er die heute gängige Kritik an primordialen Konzepten ethnischer Gruppierungen, die Ethnizität gleichsam als unveränderliches Herkunftsschicksal und ein für alle Mal feststehende Identität ansehen. Er wehrt sich gegen jegliche »Essentialisierung« von Zugehörigkeit, wie es auch die Identitätspolitik heute gerne tut, die zwar »Essentialisierung« ablehnt, häufig genug aber dann doch in ihre Falle tappt. Weber liegt ganz auf einer Linie mit konstruktivistischen Ansätzen, die diese Kritik immer wieder vorgebracht haben. Weber könnte sich sicherlich auch mit Fredrik Barths Vorstellungen identifizieren, der sich von der Vorstellung einer Gruppe verabschiedet und stattdessen auf das Studium ethnischer Grenzziehungen<sup>45</sup> setzt. In ganz ähnlicher Weise hat Rogers Brubaker für »Ethnicity without Groups«<sup>46</sup> plädiert, um jeglichen Essentialismus zu tilgen und – mit Weber gesprochen – die Menschen nicht im »Gehäuse ihrer Ethnizität« einzusperren. Dennoch haben die »Ethnic Studies« sowohl als Programm zur Erforschung von Minoritäten als auch als Quelle zur Forderung von Gruppenrechten im Zeitalter von Multikulturalismus und Migration längst das Studium von sozialen Ungleichheiten und sozialer Integration erweitert. »Imagined ethnicity« oder »ethnisches Kapital« als Opfer- und Diskriminierungsstatusanmutung ist längst zu einer Ressource im Kampf um Zugehörigkeit<sup>47</sup> und Anerkennung<sup>48</sup> geworden.

#### 4. Die Begriffe »Nation« und »Nationalität«

Wenn »Rasse« und »Ethnizität« als unbrauchbare Kategorien aus dem Begriffshaushalt seiner Soziologie herausfallen, wie steht es dann um »Nation« und »Nationalität«? Als großer Patriot und stolzer Nationalist müsste Weber ein veritables Interesse haben, dem politischen Konkurrenzkampf der Nationalstaaten ein soziologisch tragfähiges Konzept von »Nation« zur Seite zu stellen. Eine Form, die schon zu seiner Zeit virulent war und im 20. Jahrhundert auf deutschem Boden seinen charismatischen Furor entfalten sollte, ist der Kollektivsingulär der

44 Ebd., S. 242.

45 Siehe Barth 1969.

46 So schon Brubakers programmatischer Titel (Brubaker 2006).

47 Mackert 1994.

48 Honneth 1992.

»Nation«. <sup>49</sup> Wie steht es um das »Charisma der Nation«? <sup>50</sup> Und wie schätzt Weber die Chancen ein, dass die »Nation« zum obersten ideellen Richtwert eines Staates wie dem Kaiserreich werden kann?

Diese Fragen liegen umso näher, als Weber selbst zeitlebens ein Patriot und – wie gesehen – in der Anfangszeit ein richtiger Nationalist war, der den Nationalstaat Deutschland zum obersten Maßstab aller Volkswirtschaftspolitik erhob. Zugleich musste den damaligen Zeitgenossen dieser Fragekomplex regelrecht auf den Nägeln brennen, denn Deutschland war ja wie Italien eine »verspätete Nation«. <sup>51</sup> Umso überraschender ist es, dass der Begriff der »Nation«, geschweige denn sein etwaiges Charisma, in Webers politischer Soziologie kaum eine Rolle spielt. Warum findet im Spannungsfeld von Politik und Herrschaft »Nation« keinen Platz? Wieso behandelt Weber universalgeschichtlich Herrschaft, Staat und Bürokratie, ohne auf die Form der Nation als historisch bedeutsame Erscheinung im 19. und 20. Jahrhundert näher einzugehen?

Ohne diese Fragen direkt zu beantworten, wird auf eine einschlägige Konzeptualisierung der Forschung zurückgegriffen, um im Lichte dieses Begriffsrahmens Webers eigene sparsame Überlegungen zu analysieren. Tatsächlich hätte er mit Überlegungen zum »Charisma der Nation« sein Modell der charismatischen Herrschaft, was er wohl eher für traditionale Gesellschaftsverhältnisse entwickelt hatte, auch auf moderne Erscheinungsweisen nationalen oder nationalistischen Charismas <sup>52</sup> anwenden können.

Deutschland ist zwar geografisch ein Land der Mitte in Europa, umschreibt aber mental eher ein Land der Extreme. »Man hat den Deutschen sowohl einen extremen Nationalismus wie auch ein mangelndes Nationalgefühl zugeschrieben.« <sup>53</sup> Das hängt natürlich mit der wechselvollen Geschichte dieses Landes zusammen. Zunächst eine politisch hoffnungslos zersplitterte »Kulturnation« im Schoß des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation, dann nach 1806, dem Fall dieses Reichs, fremdbeherrscht, <sup>54</sup> in der Revolution von 1848 gescheitert, nach dem Krieg von 1870/71 unter preußischer Vorherrschaft als unvollständige Staatsnation zwanghaft geeinigt, nach der Kriegsniederlage 1918 eingebettet in eine erste instabile demokratische Republik, dann die Ausdehnung des Nationalstaates durch Hitler mit dem Ziel der Errichtung eines kontinentalen Imperiums, nach der erneuten Kriegsniederlage 1945 zweigeteilt und im Gefolge der Revolution von 1989 wieder geeinigt. Wie kann in einer solch unsicheren und wechselnden Einheit so etwas wie die Vorstellung von einer »Nation« gedeihen?

49 Zu diesem Themenkomplex klassisch Anderson 1991; Balibar, Wallerstein 1990; Bendix 1964; Brubaker 1996; Deutsch 1972; Eisenstadt, Rokkan 1973; Schieder 1961; Smith 2001; Wehler 2019; Winkler 1978.

50 Siehe zum Folgenden Breuer 1994, S. 110–175; Lepsius 1993, S. 51–79, 95–118; Lepsius 1990, S. 232–246.

51 So Helmuth Plessners 1974 [1935] treffender Titel.

52 Bach 1990.

53 Lepsius 1990, S. 232.

54 Bis 1813 unter französischem Einfluss mit Ausnahme von Preußen und Österreich.

Tatsächlich umfasst dieser Begriff eine Fülle von Bedeutungsabstufungen, was ein Grund dafür sein könnte, warum Weber – ähnlich wie im Falle von »Macht« – seine analytische Brauchbarkeit gering einschätzt. Lepsius gibt im Anschluss an Weber deshalb eine abstrakte Definition, um der Bedeutungsvielfalt Rechnung zu tragen. »Die Nation ist zunächst eine *gedachte Ordnung*, eine kulturell definierte Vorstellung, die eine Kollektivität von Menschen als eine Einheit bestimmt.«<sup>55</sup> Meist definiert diese Einheit auch Vorstellungen über Solidaritätsverbände. Welche Art diese Einheit historisch und empirisch konkret annimmt, hängt von drei Ordnungskriterien ab: der *Eigenschaft* des Solidaritätsverbands (klassifikatorischer Aspekt), dem *Wert*, der ihr zugeschrieben wird (normativer Aspekt), und ihrem Einfluss auf *Orientierung* und *Handeln* der Verbandsgenossen (verhaltensprägender Aspekt). Im Lichte dieser Kriterien unterscheidet Lepsius vier Typen von »Nation«.

Die *Volksnation* definiert sich, erstens, über die ethnische Abstammung der Kollektivität. Das ist ungleich komplizierter, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Deshalb werden zusätzlich Sprache, Religion und andere kulturelle Faktoren angerufen, um ein einheitliches Bild der Volksnation zu gewinnen. »Die ethnische Homogenität einer ›Nation‹ ist daher nichts ›Naturwüchsiges‹, sondern weitgehend das Produkt einer kulturell behaupteten Identität und einer politisch durchgesetzten Gleichheit, auch wenn sich der Geltungsanspruch der Idee der ›Volksnation‹ naturrechtlich und vopolitisch legitimiert.«<sup>56</sup>

Ethnische Heterogenität schafft typisch wiederkehrende Konflikte über die gesellschaftliche Zugehörigkeit dieser Minoritäten. In dem Moment, wo die »Reinheit« des »arisch-germanischen Volkskörpers« angemahnt wird wie im Nationalsozialismus, führt die »Umvolkung« am Ende zur Vernichtung deutscher Staatsbürger und Staatsbürgerinnen jüdischen Glaubens. Denn: Wo die *Reinheit* angerufen wird, da ist die *Gewalt* nicht fern. Das gilt für Politik wie für Religion gleichermaßen.

Die *Kulturnation* definiert sich, zweitens, über die kulturelle Gleichheit der Menschen. Ihre gleichsam »transpolitischen« Vorstellungen bildeten sich im 18. Jahrhundert heraus, eben weil das Deutsche Reich in zahlreiche selbstständige Territorialgebilde zerfiel. Sie wurde ergänzt durch die Vorstellung einer »politischen Nation«, die ihre Legitimität aus der dynastischen politischen Herrschaft bezog. Der Rahmen für die politische Nation änderte sich in dem Moment, als mit der Idee der Volkssouveränität ein neues Modell im Gefolge der Reichseini-gung zur Verfügung stand. Konsequenterweise wurde die Kulturnation durch die Volksnation überlagert. »Das deutsche Kaiserreich verstand sich bald als der Nationalstaat des deutschen Volkes und verwies die deutschsprachigen Gebiete Österreichs und der Schweiz in die residuale Kategorie der deutschen ›Kulturnation‹.«<sup>57</sup> Bis zum heutigen Tag muss dann zwischen »deutsch« und »deutsch-

55 Lepsius 1990, S. 233.

56 Ebd., S. 235.

57 Ebd., S. 239.

sprachig« unterschieden werden, weil die Sprachgrenzen keine Kongruenz mit den Staatsgrenzen haben.

Die *Klassenation*, drittens, ist eine institutionelle Erfindung der DDR. »Die ›sozialistische deutsche Nation‹ in der staatlichen Herrschaftsordnung der DDR sollte über das Kriterium der Gleichheit der Klassenlage eine Identitätsbildung gegenüber der Bundesrepublik ermöglichen.«<sup>58</sup> Die konsequente Egalität nach innen durch sozialistische Gleichstellung, die »klassenlose Gesellschaft«, sollte zugleich die Legitimität gegenüber der kapitalistischen Bundesrepublik nach außen zum Ausdruck bringen und somit ihre Eigenstaatlichkeit rechtfertigen. Allerdings entwickelten sich mit der Zeit auch Vorstellungen von Volks- und Kulturturnation, etwa als die sozialistische Führung das deutsche Erbe von Goethe, Schiller und Luther als Legitimitätsressource (wieder)entdeckte.

Die *Staatsbürgernation*, viertens, empfiehlt sich für Einwanderungsgesellschaften wie die USA, Kanada und Australien. Denn die Gleichheit der Bürger wird durch die Verfassung und ihre »citizenship-rights«,<sup>59</sup> nicht nach ethnischer, religiöser oder nationaler Herkunft hergestellt. Wo ethnische Heterogenität als Normalfall herrscht, lässt sich mit den aus ihrem Reservoir stammenden Kriterien auch keine Nation mehr begründen. Demokratische Gleichheit und starke Minderheitenrechte sollen die verschiedenen Nationalitäten und Ethnizitäten in eine akzeptable und lebbare politische Gemeinschaft integrieren. Allerdings weisen die Vereinigten Staaten von Amerika sowie Australien eine starke weiße Suprematie auf. Im Zeitalter von Globalisierung und Migration hat sich dieses Modell im Westen weitestgehend durchgesetzt. Nicht mehr »Blubo« (Niklas Luhmann), also Blut und Boden beziehungsweise die ethnische Abstammung nach dem »ius sanguinis« begründen Staatsbürgerschaft, sondern das »ius soli«, also die Geburt im jeweiligen Land ungeachtet der ethnischen Herkunft.

Eine solch analytische Differenzierung von Idealtypen macht es möglich, »Nation« nicht mehr substanz- und wesenhaft definieren zu müssen. Das heißt nicht, dass Schicksals- und Erinnerungsgemeinschaften im kollektiven Gedächtnis von Nationen keine Rolle mehr spielen dürften. Aber sie verlieren damit weitgehend ihre Verhaltensprägung, die häufig genug gerade in Europa Anlass zu kriegerischen Auseinandersetzungen war.

Weber hätte Lepsius' Konzeptualisierung durchaus einiges abgewinnen können. Eine abstrakte Definition ohne Rekurs auf wesenhafte Züge und ein Set von Idealtypen sind geeignet, die unterschiedlichsten Formationen von »Nation« in Raum und Zeit zu untersuchen. Dass das Charisma der Nation auf dem Weg zur modernen Staatsbürgernation freilich viel von seiner Strahlkraft zu verlieren droht, wäre Weber wohl nur recht gewesen. Denn wie diese Überlegungen demonstrieren, bevorzugt er gerade für die großen Begriffe – historisch und empirisch reich und polyvalent besetzt – formale und bewusst anti-essentialistische Definitionen, die einen großen Anwendungsbereich eröffnen. Wo die Bandbreite konzeptueller Möglichkeiten indessen ganz aus dem Ruder zu laufen droht wie

58 Ebd., S. 240 f.

59 Siehe dazu Mackert, Müller 2017.

bei dem Begriff der Macht, versucht er sich erst gar nicht an einer idealtypischen Klassifikation.

Dementsprechend spärlich fallen Webers Überlegungen zur »Nation« aus. Seine empirischen Beispiele sollen nur verdeutlichen, wie schwer eine soziologische Fassung des Begriffs fällt.

»Nation« ist ein Begriff, der, wenn überhaupt eindeutig, dann jedenfalls nicht nach empirischen gemeinsamen Qualitäten der ihr Zugerechneten definiert werden kann. Er besagt, im Sinne derer, die ihn jeweilig brauchen, zunächst unzweifelhaft: daß gewissen Menschengruppen ein spezifisches Solidaritätsempfinden anderen gegenüber *zuzumuten* sei, gehört also der Wertsphäre an.«<sup>60</sup>

Eine Menschengruppe, die ein Solidaritätsempfinden teilt und diese geteilte Gemeinsamkeit als Zumutung erfährt, ist der analytische Kern seiner vorsichtigen Definition. Theoretisch verweist der Begriff auf eine Wertsphäre, was im Umkehrschluss nur heißt, dass eine Nation selbst keine Lebensordnung auszuprägen vermag wie die politische Gemeinschaft, der Herrschaftsverband und der Staat. Der Nation geht es wie der Liebe – auch die Erotik spannt lediglich eine Wertsphäre auf und begründet keine Lebensordnung, was eine erotische Lebensführung ungemein erschwert. Alle weiteren inhaltlichen Kriterien, die gemeinhin den Diskurs über »Nation« und »Nationalismus« prägen, lehnt Weber rundweg ab. »Nation« ist ungleich *Staatsvolk*, denn es gibt Nationalitäten in einem Staat, die nicht zur Mehrheit des Staatsvolks gehören, wie etwa Österreich zu Zeiten der k.u.k.-Monarchie. Gleiches gilt für die *Sprachgemeinschaft*, welche kein hinreichendes Kriterium definiert, wie die Mehrsprachigkeit der Schweiz zeigt. Ferner reicht auch die *Konfession* nicht hin, wenn es keine allseits geteilte Religion gibt. »Daß ›nationale‹ Zugehörigkeiten nicht auf realer Blutsgemeinschaft ruhen muß, versteht sich vollends von selbst: überall sind gerade besonders radikale ›Nationalisten‹ oft von fremder Abstammung.«<sup>61</sup> Zudem leben viele Menschengruppen in Gesellschaften, also in *ethnischer Heterogenität*, ohne sich mit der dahinterstehenden Nation zu identifizieren. Zwar mag sich ein nationales Band über gemeinsame Kulturgüter ergeben. Dennoch »darf man ›Nation‹ nicht als ›Kulturgemeinschaft‹ fassen«.<sup>62</sup>

Für alle diese Kriterien gilt das gleiche Urteil Webers: *non sufficit* – es reicht nicht zu einer analytisch sauberen Definition. Immer gibt es zu viele Ausnahmen von dem konstatierten Kriterium. Wenn man den begeisterten Gebrauch des Begriffs, der so etwas wie ein »Charisma der Nation« zumindest insinuiert, genauer beobachtet, so Weber, scheinen stets gewisse »Prestige-Interessen« im Spiel zu sein, die eine »Legende von einer providentiellen ›Mission‹ enthalten«.<sup>63</sup>

60 Weber 1972 a [1920], S. 528.

61 Ebd. Wie hellsehtig von Weber, war doch Adolf Hitler ein Österreicher, der sich besonders »deutsch-arisch« aufgeführt hat.

62 Weber 1924, S. 485: »Zum Vortrag von P. Barth über ›Die Nationalität in ihrer soziologischen Bedeutung‹. Diskussionsreden auf dem Zweiten Deutschen Soziologentag in Berlin 1912«.

63 Weber 1972 a [1920], S. 530.

Häufig genug dreht es sich um Kulturgüter und deren angebliche Überlegenheit, für die dann gern Intellektuelle eine nationale Idee anrufen. Verweisen diese Überlegungen auf das, was Lepsius »Kulturnation« genannt hat, so sieht Weber letztlich aber die größte Nähe zur »Staatsnation«.

»Immer wieder finden wir uns bei dem Begriff ›Nation‹ auf die Beziehung zur politischen ›Macht‹ hingewiesen und offenbar ist also ›national‹ – wenn überhaupt etwas Einheitliches – eine spezifische Art von Pathos, welches sich in einer durch Sprach-, Konfessions-, Sitten- oder Schicksalsgemeinschaft verbundenen Menschengruppe mit dem Gedanken einer ihr eigenen, schon bestehenden oder von ihr ersehnten politischen Machtgebildeorganisation verbindet, und zwar je mehr der Nachdruck auf ›Macht‹ gelegt wird, desto spezifischer.«<sup>64</sup>

Weber hat hier offenkundig das »Wilhelminische Deutschland« vor Augen, in dessen Streben nach einem »Platz an der Sonne« sich jene ominöse »Machtgebildeorganisation« dokumentiert, die er abstrakt umreißt. Schon die bewusste Umständlichkeit der Sprache signalisiert sein Unbehagen, angesichts des wachsenden Nationalismus im deutschen Kaiserreich der »Nation« nun auch noch die soziologische Dignität einer verbindlichen und vorbildlichen Definition angedeihen zu lassen. Webers »Pathos der Nüchternheit« mit der Aufgabe, »den ›Schleier der Illusionen‹ zu zerreißen«, so Theodor Heuß,<sup>65</sup> zielte in seiner Kritik vor allem auf das Gebaren von »Literaten«, wie Weber unverantwortliche Intellektuelle<sup>66</sup> zu bezeichnen pflegte. »Literatentum« – das »gilt im wesentlichen jener unverbindlichen Schriftstellerei, die emotionellen Nationalismus oder sozioökonomische Utopie produzierte«. Genau deshalb tritt er auf Einladung des Verlegers Eugen Diederichs, der in seinem Verlag ein regelrechtes »Warenhaus der Weltanschauungen« errichtet hatte, im Sommer 1917 auf der Burg Lauenstein auf, um der »wolkigen Romantik« von einem »völkisch-verblasenen Nationalismus« eines Max Maurenbrechers entgegenzutreten, der erst alldeutsche, dann völkische und schließlich nationalsozialistische Anschauungen vertreten sollte.

Seine eigene ursprüngliche politische Auffassung, die sich mit dem »idealen Pathos des Macht-Prestiges« vermählt, bricht sich eher in folgender »Erklärung« des politischen Prestiges Bahn: »Das Attachement an das politische Prestige kann sich mit einem spezifischen Glauben an eine dem Großmachtgebilde als solchem eignende Verantwortlichkeit vor den Nachfahren für die Art der Verteilung von Macht und Prestige zwischen den eigenen und fremden politischen Gemeinschaften vermählen.«<sup>67</sup>

Wie diese knappen Ausführungen beweisen, weigert sich Weber, dem »Charisma der Vernunft« ein »Charisma der Nation« zur Seite zu stellen, wie es etwa im stolzen französischen Nationsverständnis zum Ausdruck kommt. Berühmtheit

64 Ebd., S. 528.

65 Theodor Heuß 1971 [1920], S. XXX f., XVI.

66 Freilich unterschätzt Weber die Rolle der Intellektuellen im Prozess der Nationsbildung. Siehe dazu die Studien von Giesen 1993 sowie Berding 1994 und Berding 1996.

67 Weber 1972 a [1920], S. 528.

erlangt hat ja Ernest Renans Definition von »Nation« in seiner Rede an der Sorbonne vom 11. März 1882:

»Die Nation ist eine große Solidargemeinschaft, die durch das Gefühl für die Opfer gebildet wird, die erbracht wurden und die man noch zu erbringen bereit ist. Sie setzt eine Vergangenheit voraus und lässt sich dennoch in der Gegenwart durch ein greifbares Faktum zusammenfassen: die Zufriedenheit und den klar ausgedrückten Willen, das gemeinsame Leben fortzusetzen. Die Existenz einer Nation ist (man verzeihe mir diese Metapher) ein tägliches Plebiszit, wie die Existenz des Individuums eine ständige Bekräftigung des Lebens ist.«<sup>68</sup>

Tatsächlich dekliniert auch Renan die einzelnen Kriterien durch und hält sie je einzeln für unangemessen. Auch das Solidaritätsempfinden teilen beide Denker. Aber das Pathos eines »täglichen Plebiszits« hätte Weber als voluntaristische politische Scheinaktion des Volkes sicherlich abgelehnt. Hier zeigt sich eben, dass er auch »Nation« im Rahmen seiner Herrschaftssoziologie denkt, und da wird der Staat wichtiger als die Nation. Tatsächlich favorisiert Weber einen Machtstaat, der zwar territorial konsolidiert ist, aber ökonomisch ausgreift auf die Welt. Mit seiner starken Wissenschaft und Technik, dem hohen Stellenwert von Bildung und der dynamischen Wirtschaft könnte Deutschland zu einer Art »Weltmarktstaat« mit zivilisatorischer Mission heranreifen. Der Erste Weltkrieg setzte dieser Vision vorerst ein Ende, sie erlebte aber nach dem Zweiten Weltkrieg und angesichts der zentralen Rolle Deutschlands in Europa unter geänderten Vorzeichen eine Renaissance.

Wie dem auch sei: Neben diesem theoretischen Argument spielen sicherlich auch die unterschiedlichen historischen Erfahrungen eine wichtige Rolle in den beiden Ländern. Frankreichs Selbstverständnis beruht auf der gelungenen Französischen Revolution und die Begründung einer demokratischen Republik. In Deutschland dagegen wurde die »verspätete Nation« von Bismarck mit eiserner Hand geschaffen, und diese Zwangseinigung erfolgte unter der Vorherrschaft einer preußischen Monarchie.

## 5. Schlussbemerkung

Es ist und bleibt ein Paradox, dass Weber als Nationalist den Begriff der »Nation« deflationiert und als neugieriger Soziologe den Begriff der »Rasse« wie der Ethnizität trotz anfänglicher Sympathie am Ende als unbrauchbare Kategorien aussortiert. Und doch haben die vorangegangenen Ausführungen den einen oder anderen Fingerzeig gegeben, warum Weber so verfahren ist. Er war ein großer Kritiker des Wilhelminischen Kaiserreichs, aber eben ein unzeitgemäßer. »Rasse« und »Nation« waren in der insgesamt »rechts« orientierten Gesellschaft seiner Zeit richtiggehend »Mode« geworden. Genau deshalb musste man soziologisch umso genauer hinschauen, ob und, wenn ja, was man mit diesen Konzepten wissenschaftlich anfangen konnte. Beide Konzepte sind »Kompaktbegriffe« (Luhmann), die viele, aber inkompatible Diskursfäden bequem bündeln, aber genau

<sup>68</sup> Renan 1993, S. 308.

deshalb für eine analytisch agierende Wissenschaft eher problematisch sind. Begriffe, deren Kern eine »coincidentia oppositorum« enthalten, verfehlen Webers Forderung nach klar geschnittenen und eindeutigen Begriffen, die er Idealtypen nennt. Inkompatible Bündelungen von Bedeutungen in einem Konzept mögen geeignete politische Kampfpapieren ergeben, aber sicherlich keine wissenschaftlich brauchbaren Begriffe.

Gerade weil das Kaiserreich unter Wilhelm II. so nationalistisch aufgestellt war, dass es mit seiner politischen Rhetorik vom »Platz an der Sonne« am Ende in den Ersten Weltkrieg hineingeraten sollte, wollte Weber nicht auch noch die Soziologie als Wissenschaft in diesen Nationalismus-Wahn hineingezogen wissen. Hätte er also der »Nation« ein Charisma verliehen, so hätte er zusätzliches Öl in das ohnehin heftig lodernde Feuer des Nationalismus geschüttet. Ähnliches gilt für das enorm beliebte sozialdarwinistische »Rasse«-Denken in seiner Zeit, mit dem sich die Herrschaft Europas und des Westens im Zeitalter von Kolonialismus und Imperialismus<sup>69</sup> legitimieren konnte. So sehr Weber sich für eine naturwissenschaftliche Grundlegung der Soziologie interessierte, so ernüchtert war er doch von dem vorherrschenden »Pan-Biologismus«, der alles großflächig zu Konzeptualisieren verspricht, aber letztlich nichts wirklich genau zu erklären vermag. Auch hier galt es, Distanz zu wahren zu großflächigen wie oberflächlichen Paradigmen. Seine verstehende Soziologie wurde seine Antwort, wie mit den großen Problemen und Herausforderungen seiner Zeit umzugehen sei. Sein Konzept der »Werturteilsfreiheit« schützte die Soziologie davor, in die politischen Kämpfe des Kaiserreichs mit seinem Nationalismus und Rassismus unnötig verstrickt zu werden und den Antisemitismus als unterschwellige Staatsraison mitzumachen.

Insofern liefert Webers Position auch heute noch wichtige Einsichten für den antirassistischen Kampf, indem er aufzeigt, warum »Rasse« und »Nation« ungeeignete wissenschaftliche und politisch schädliche Begriffe sind. Allerdings wäre Weber nicht Weber, wenn er nicht in gleichem Atemzug vor einem überzogenen antirassistischen Kampf warnen würde. War das Kaiserreich eher konservativ und »rechts« orientiert trotz der erstarkenden Sozialdemokratie, ist die heutige Bundesrepublik auch als Resultat der Verheerungen zweier Weltkriege, der Shoah und der guten demokratischen Erfahrungen eher fortschrittlich und »links« orientiert. Genau deshalb würde Weber ganz genau hinschauen. Einerseits kann der radikale Antirassismus in einer insgesamt links-liberal ausgerichteten Gesellschaft – *nolens, volens* – zu einem neuen »Rassismus« mutieren, wenn auch benevolenter Natur. Angesichts einer erstarkenden »Rechten« und des Gespensts einer »ewigen Wiederkehr des Gleichen« wird »Andersdenken« recht rasch in das Lager von Nationalismus und »Rassismus« ausgegrenzt.

Andererseits begünstigen Multikulturalismus und Diversität bei den ethnischen Minoritäten identitätspolitische Gelüste, die im Falle von Nationalismus sogleich als »rassistisch« abgelehnt würden, im eigenen Lager aber als »ethnisches Kapital« mit Lebenschancenmehrwert durchaus begrüßt werden. Weber, der sich selbst auf den Schultern von Marx und Nietzsche gesehen hat, übte eben Kritik in zwei-

69 Reinhard 2016.

erlei Form: als zeitgemäße *und* unzeitgemäße Kritik. »Zwischen allen Stühlen« sitzt eine radikale und kritische Soziologie Weberianischer Prägung, nicht auf dem Schoß von politischen Parteien, welcher Couleur auch immer. Auch das meint »Werturteilsfreiheit«, die dieser Art von Soziologie eine unabhängige wie unbequeme dritte Form (Simmel) von Wertung und eine Freiheit jenseits der Politik von »rechts« und »links« eröffnet. Nur wer das Privileg hat, sich aus den Niederungen des politischen Kampfes, der »Kritik im Handgemenge« (Marx), herauszuhalten, gewinnt die Chance, neue Horizonte für Politik und Gesellschaft zu eröffnen. Die Soziologie sollte Politik und Gesellschaft beeinflussen, denn sie sieht mehr und weiter, und nicht umgekehrt. Dass wir heute nicht mehr in »Rasse« und »Nation« machen, ist auch ein Erfolg dieser Art von Soziologie mit Max Weber.<sup>70</sup>

## Literatur

- Albert, Gert; Bienfait, Agathe; Wendt, Claus; Sigmund, Steffen. Hrsg. 2003. *Das Weber-Paradigma. Studien zur Weiterentwicklung von Max Webers Forschungsprogramm*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Alleweldt, Erika; Röcke, Anja; Steinbicker, Jochen. Hrsg. 2016. *Lebensführung heute. Klasse, Bildung, Individualität*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Anderson, Benedict 1991. *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. Expanded Version. London: Verso.
- Anter, Andreas; Breuer, Stefan. Hrsg. 2007. *Max Webers Staatssoziologie. Positionen und Perspektiven*. Baden-Baden: Nomos.
- Bach, Maurizio 1990. *Die charismatischen Führerdiktaturen. Drittes Reich und italienischer Faschismus im Vergleich ihrer Herrschaftsstrukturen*. Baden-Baden: Nomos.
- Balibar, Etienne; Wallerstein, Immanuel 1990. *Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten*. Hamburg, Berlin: Argument Verlag.
- Barth, Fredric. Hrsg. 1969. *Ethnic Groups and Boundaries. The Social Organization of Cultural Difference*. Boston: Waveland Press.
- Beetham, David 1974. *Max Weber and the Theory of Modern Politics*. London: Polity Press.
- Bendix, Reinhard 1964. *Nation-Building and Citizenship*. New York: Wiley & Sons.
- Berding, Helmut. Hrsg. 1994. *Nationales Bewußtsein und kollektive Identität*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Berding, Helmut. Hrsg. 1996. *Mythos und Nation*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre 2000. *Les structures sociales de l'économie*. Paris: Seuil.
- Bourdieu, Pierre 2004. »Keine Angst vor Max Weber«, in Pierre Bourdieu: *Schwierige Interdisziplinarität. Zum Verhältnis von Soziologie und Geschichtswissenschaft*, S. 20–23. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Breuer, Stefan 1991. *Max Webers Herrschaftssoziologie*. Frankfurt a. M., New York: Campus.
- Breuer, Stefan 1994. *Bürokratie und Charisma. Zur politischen Soziologie Max Webers*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Breuer, Stefan 2011. »Herrschaft« in der Soziologie Max Webers. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Brubaker, Rogers 1996. *Nationalism Reframed. Nationhood and the National Question in the New Europa*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Brubaker, Rogers 2006. *Ethnicity without Groups*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Deutscher, Karl W. 1972. *Nationenbildung, Nationalstaat, Integration*. Düsseldorf: Bertelsmann.
- Eisenstadt, Shmuel N.; Rokkan, Stein. Hrsg. 1973. *Building States and Nations*. 2 Bände. London: Sage.
- Fitzi, Gregor 2004. *Max Webers politisches Denken*. Konstanz: UVK.

70 Schluchter 2020.

- Giesen, Bernhard 1993. *Die Intellektuellen und die Nation. Eine deutsche Achsenzeit*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hennis, Wilhelm 1987. *Max Webers Fragestellung. Studien zur Biographie des Werkes*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Hennis, Wilhelm 1996. *Max Webers Wissenschaft vom Menschen. Neue Studien zur Biographie des Werkes*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Heuß, Theodor 1971 [1920]. »Max Weber in seiner Gegenwart«, in *Max Weber: Gesammelte politische Schriften*. 3., erweiterte Auflage mit einem Geleitwort von T. Heuß, neu hrsg. von Winckelmann, Joachim, S. VII-XXXI. Tübingen: Mohr-Siebeck.
- Honneth, Axel 1992. *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hübinger, Gangolf 2019. *Max Weber. Stationen und Impulse einer intellektuellen Biographie*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Jeismann, Michael; Ritter, Henning. Hrsg. 1993. *Grenzfälle – Über neuen und alten Nationalismus*. Leipzig: Reclam.
- Kaube, Jürgen 2014. *Max Weber. Ein Leben zwischen den Epochen*. Berlin: Rowohlt.
- Kocka, Jürgen. Hrsg. 1986. *Max Weber, der Historiker*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Lepsius, M. Rainer 1990. *Interessen, Ideen und Institutionen*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Lepsius, M. Rainer 1993. *Demokratie in Deutschland*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Lepsius, M. Rainer 2016. *Max Weber und seine Kreise*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Lichtblau, Klaus 2020. *Zur Aktualität von Max Weber. Eine Einführung in sein Werk*. Wiesbaden: Springer VS.
- Lohr, Karin 2019. »Eigensinnige Lebensführung zwischen Fremd- und Selbstführung«, in *Soziale Ungleichheit der Lebensführung*, hrsg. v. Röcke, Anja; Keil, Maria; Alleweldt, Erika, S. 44–77. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Lukács, Georg 1954. *Die Zerstörung der Vernunft*. Berlin: Aufbau Verlag.
- Mackert, Jürgen 1994. *Kampf um Zugehörigkeit. Nationale Staatsbürgerschaft als Modus sozialer Schließung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Mackert, Jürgen; Müller, Hans-Peter. Hrsg. 2007. *Moderne (Staats)Bürgerschaft. Nationale Staatsbürgerschaft und die Debatten der Citizenship Studies*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Makropoulos, Michael 2019. »Lebensführung«, »steuerloses Treiben« und »außengeleitete Lebensweise«, in *Soziale Ungleichheit der Lebensführung*, hrsg. v. Röcke, Anja; Keil, Maria; Alleweldt, Erika, S. 18–43. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Marty, Christian 2020. *Max Weber. Ein Denker der Freiheit*. 2. Auflage. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Marx, Karl 1973 [1867]. *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*. Erster Band, Buch I: Der Produktionsprozeß des Kapitals. Berlin: Dietz.
- Mercure, Daniel; Spurk, Jan. Hrsg. 2004. *Le travail dans l'histoire de la pensée occidentale*. Laval: Les Presses de L'Université Laval.
- Michels, Robert 1914. »Wirtschaft und Rasse«, in *Grundriß der Sozialökonomik*. II. Abteilung, hrsg. von Weber, Max, S. 97–102. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Mommsen, Wolfgang 1974. *Gesellschaft, Politik und Geschichte*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Mommsen, Wolfgang 2004. *Max Weber und die deutsche Politik*. 3. Auflage. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Müller, Hans-Peter 2004. »Das Gefühl, ein Problem zu sein. Über W.E.B. Du Bois«, in *Merkur* 660, S. 344–348.
- Müller, Hans-Peter 2016. »Wozu Lebensführung? Eine forschungsprogrammatische Skizze im Anschluss an Max Weber«, in *Lebensführung heute. Klasse, Bildung, Individualität*, hrsg. v. Alleweldt, Erika; Röcke, Anja; Steinbicker, Jochen, S. 23–52. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Müller, Hans-Peter 2020 a. *Max Weber. Eine Spurensuche*. Berlin: Suhrkamp.
- Müller, Hans-Peter 2020 b. *Max Weber. Werk und Wirkung*. 2. Auflage. Köln, Weimar, Wien: Böhlau.
- Müller, Hans-Peter; Sigmund, Steffen. Hrsg. 2020. *Max Weber-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. 2. Auflage. Stuttgart: Metzler.

- Palonen, Kari 1998. *Der »Webersche Moment«. Zur Kontingenz des Politischen*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Peukert, Detlef J. K. 1989. *Max Webers Diagnose der Moderne*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Plessner, Helmuth 1974 [1935]. *Die verspätete Nation. Über die politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Rehberg, Karl-Siegbert. Hrsg. 1996. *Norbert Elias und die Menschenwissenschaften. Studien zur Entstehung und Wirkungsgeschichte seines Werkes*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Reinhard, Wolfgang 2016. *Die Unterwerfung der Welt. Globalgeschichte der Europäischen Expansion 1415–2015*. München: C. H. Beck.
- Renan, Ernest 1993. »Was ist eine Nation? Rede an der Sorbonne vom 11. März 1882«, in *Grenzfälle – Über neuen und alten Nationalismus*, hrsg. von Jeismann, Michael; Ritter, Henning, S. 290–311. Leipzig: Reclam.
- Ricoeur, Paul 1974. *Die Interpretation. Ein Versuch über Freud*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Röcke, Anja; Keil, Maria; Alleweldt, Erika. Hrsg. 2019. *Soziale Ungleichheit der Lebensführung*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Scaff, Lawrence A. 2014. *Weber and the Weberians*. Basingstoke, New York: Palgrave MacMillan.
- Schieder, Theodor 1961. *Das deutsche Kaiserreich als Nationalstaat*. Köln: Westdeutscher Verlag.
- Schluchter, Wolfgang 1988. *Religion und Lebensführung*. 2 Bände. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Schluchter, Wolfgang 2005. *Handlung, Ordnung und Kultur*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Schluchter, Wolfgang 2020. *Mit Max Weber*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Sintomer, Yves 1999. *La démocratie impossible? Politique et modernité chez Weber et Habermas*. Paris: La Découverte.
- Smith, Anthony D. 2001. *Nationalism. Theory, Ideology, History*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Vincent, Jean-Marie 1998. *Max Weber ou la démocratie inachevée*. Paris: Du Felin.
- Weber, Max 1923. *Wirtschaftsgeschichte. Abriß der universalen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*, hrsg. v. Hellmann, Sigmund; Palyi, Melchior. Berlin: Duncker & Humblot.
- Weber, Max 1924. »Der Sozialismus (1918)«, in *Max Weber: Gesammelte Aufsätze zur Soziologie und Sozialpolitik*, S. 492–518. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Weber, Max 1971 [1920]. *Gesammelte politische Schriften*. 3., erweiterte Auflage mit einem Geleitwort von T. Heuß, neu hrsg. v. Winckelmann, Johannes. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Weber, Max 1972 a [1920]. *Wirtschaft und Gesellschaft*. 5., revidierte Auflage. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Weber, Max 1972 b [1920]. *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*, Band 1. 4. Auflage. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Weber, Max 1973 [1922]. *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. 4. Auflage. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Weber, Max 1984 [1892]. *Die Lage der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland*, hrsg. von Riesebrodt, Martin. MWG I/3, 2 Halbbände. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Weber, Max 2018. *Verstehende Soziologie und Werturteilsfreiheit*. Schriften und Reden 1908–1917, hrsg. von Weiß, Johannes, in Zusammenarbeit mit Sabine Frommer. MWG I/2. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Weber, Max 2020. *Gelehrtenbriefe 1878–1920*, hrsg. v. Aldenhoff-Hübinger, Rita; Hanke, Edith, mit einem Einleitungssessay von Gangolf Hübinger. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Wehler, Hans-Ulrich 2019. *Nationalismus. Geschichte, Formen, Folgen*. 5. Auflage. München: C. H. Beck.
- Winkler, Heinrich August. Hrsg. 1978. *Nationalismus*. Königstein im Taunus: Hain.

**Zusammenfassung:** Die zentrale These formuliert ein Paradox: Einerseits ist Max Weber ein Patriot und Nationalist, der sich neugierig für das »Rasse«-Konzept seiner Zeit zeigt. Andererseits warnt er vor den Begriffen »Rasse« und »Nation«, weil er sie für soziologisch unbrauchbar hält. Die Auflösung der Paradoxie erfolgt in drei Schritten. Zunächst wird die Situation im Kaiserreich geschildert, dann Webers analytische Behandlung der beiden Begriffe rekonstruiert, um schließlich dessen Vision von Deutschland als Machtstaat mit ökonomischem und kulturellem Anspruch zu formulieren.

**Stichworte:** »Nation«, »Rasse«, Max Weber, Staat, politisches Denken

### »Race« and »Nation«. Max Weber as a Political Thinker

**Abstract:** The central thesis formulates a paradox: On the one hand, Max Weber is a patriot and nationalist who was curious about the »race«-concept of his time. On the other hand, he warns against the concepts »race« and »nation« because he considers them sociologically useless. The dissolution of this paradox takes place in three steps. First, the situation in the »Kaiserreich« – the Germany of his time – is described; then Weber's analytical treatment of these two terms is reconstructed; finally, his vision of Germany as a power-state with economic and cultural aspirations is formulated.

**Keywords:** »nation«, »race«, Max Weber, state, political thought

#### Autor

Hans-Peter Müller  
Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie  
Institut für Sozialwissenschaften  
Humboldt-Universität zu Berlin  
Unter den Linden 6  
10099 Berlin  
Deutschland  
hpmueller@sowi.hu-berlin.de